

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 205.

Samstag, 2. September.

1916.

## Frau Minchens Narretei.

Humoristischer Roman von Käthe van Beeler.

(Nachdruck verboten.)

(25. Fortsetzung.)

„Nein, nein, Fritschen, auf die Ludovika halt' ich und den Eugen laß ich nicht unglücklich werden! Und Fritschen, drohen darfst du der Male nicht, dann kommt ja erst recht alles raus, — du mußt ihr den Willen tun, mein gold'nes Fritschen, dann wird sie schon still sein!“

„Nicht wahr, dem Teiwel 'n Beschlicht anstecken un uns in unserm ei'nen Haus von so'nem Frauenzimmer kommandieren lassen? Ne, is nich!“ fuhr er wild auf und stampfte durch das Zimmer wie eine Dreschmaschine. „Ich hab' ihr runterkuranzt un sie wird künftig ihr verdammtes Maul halten, aber natürlich nur unter Bedingungen — ja. —“

„Gott sei Dank, Fritschen! Wenn sie bloß still ist, dann wollen wir ja alles tun, — und wenn sie dann bloß erst fort wär'!“

„Eins mit's andre, Mineken, sie jeht, wenn die Hochzeit vorbei is, wenn wir der Ludovika 's Nest aufjetafelt un uns den Kuckuck 'reinjeseht haben!“

„Siehst du, Fritschen! Ach, dann laß uns doch nur schnell machen — aber, Fritschen, wird sie denn auch wirklich und für immer schweigen?“

Er lachte grimmig auf. „Wird se, so lang wir ihr die versproch'ne Rente zahlen! Das Weib weiß Kap'tal aus uns zu schlag'n! Mineken, wenn's nich dein'wejen wär', ich ließ die Karr' laufen, schon aus Grundsak! Wenn's uns auch hart träf', aber eh' wir uns so duden —“

„Nein, nein, Fritschen, bloß das nicht. Tu's meinetwegen —“

„Kost' wieder 'n schönes Stück Geld —“

„Gib es, Fritschen, gib es! Woju is es da? Wenn wir nur Ruh' haben, — gib es!“

Fritz Niedel schüttelte zornig den Kopf. „Gib es, gib es!“

Wenn sein Minchen bei dieser Devise blieb, konnten sie weit kommen. Selbst ein Brunnen schöpft sich aus. Jetzt waren das alles nur Bagatellen, aber wie es sich ausdehnen konnte, ließ sich nicht absehen. Sie hatten die Blutegel mal am Hals und wie sie zu saugen verstanden, hatte der heutige Tag gezeigt. Ihm kostete noch das Blut, wenn er an die Auseinandersetzung mit seiner lieben Schwester dachte und wenn es nicht wirklich für die Ruhe seiner guten Alten wäre, er täte es nicht, — er würde sie alle aus dem Hause, was dann auch dabei zerbräche, es würde sich heilen lassen, leichter als der Schaden, den ihr Bleiben unfehlbar anrichtete.

Aber Frau Minchen wollte das nicht einsehen, sie weinte und flehte und beschwor ihren Fritz, bis sie ihren oder vielmehr den Willen ihrer Schwägerin glücklich durchgesetzt hatte. Aber dabei war ihr inneres Gleichgewicht doch so erschüttert, daß sie für die nächsten Tage ganz in ihre alte Art zurückfiel, sich vollkommen an ihren Fritz lehnte, sich ihrer Wirtschaft widmete, die Schwägerin übernahm und selbst gegen Ludovika keinen freundlichen Ton fand.

Dann kam allmählich aber alles wieder in das alte Geleise. Die Freifrau hielt sich sehr bescheiden zurück

und war von sanftester Liebeshüdigkeit und Ludovika, die mit Tränen in den Augen gefragt hatte, ob Tantechen ihr zürne, was Tantechen an ihr zu tadeln habe und ob sie jeht neben Fee gar keinen Platz mehr im Herzen der geliebten Tante habe, bekam wieder die volle Macht über Frau Minchens Seele. Vielleicht wäre ihr das nach dem Zwischenpiel, das Frau Amalie arrangiert hatte, schwerer geworden, wenn Fee sich jeht ernsthaft bemüht hätte, ihr den Platz in Mutter's Herzen streitig zu machen. Aber Fee litt gleich in den ersten Tagen ihres Daseins mit all ihren guten Vornehmungen kläglich Schiffbruch. Vor der Gegenwart der Tante Amalie und der Cousine Ludovika verwandelte sich Fees Wesen zu einer ihr sonst fremden Kälte und Zurückhaltung. Sie fühlte sich in unausgeglichenem, innerlichem Widerspruch mit diesen beiden Personen und unwillkürlich wirkte das auch auf ihr Verhalten gegen die Mutter, mit deren Interesse Hand in Hand zu gehen ihr ohnedem schwer genug fiel.

Frau Minchen hatte Fee gleich überall mitgenommen, wohin sie mit der Schwägerin und Ludovika ging. Fee mußte helfen einkaufen, was für die drei anderen der Hauptreiz jeder Stadtfahrt war, sollte mit in die Läden und Konditoreien gehen, sich den städtischen Bekannten präsentieren und sich von Ludovika jeht beiseite gestellten Verehrern den Hof machen lassen.

Letzteres von Ludovika durchaus nicht gewünscht, aber von Frau Minchen fest erwartet, und von Fee mit äußerster Kühle und Unliebeshüdigkeit zurückgewiesen.

Die Stadtfahrten hinterließen allgemeine Mißstimmung. Fee wirkte bei allem, was man unternahm, wie der tote Gast. Für die Einkäufe zeigte sie nicht das leiseste Interesse, weder für Toilette noch für Ausstattungsgegenstände, in den Läden und Konditoreien langweilte sie sich und den Bekannten und präsumtiven Verehrern begegnete sie, wie gesagt, mit Unfreundlichkeit und Kühle.

Frau Minchen atmete auf, als Fee nach den ersten Versuchen flehentlich bat, sie zu Hause und ihren Neigungen leben zu lassen. Die beiderseitigen guten Vorsätze gingen in die Brüche und Mutter und Tochter glitten mit unfehlbarer Sicherheit und Schnelle wieder in ihr altes Verhältnis zurück.

Frau Berta schüttelte mißbilligend den Kopf, konnte aber schließlich Fee auch nur recht geben, wenn diese ungestüm behauptete, daß solches Leben, wie Mutter und die beiden anderen es führten, ihr seelischer und geistiger Tod wäre, und daß es von niemand unangenehm empfunden würde, wenn sie sich dem nicht unternähme, sondern ihre eigenen Wege ginge.

Diese führten sie immer mehr zu Tante Berta hin, da sich zu Hause kaum ein Platz fand, den sie ausfüllen konnte. Selbst die wirtschaftlichen Räte mit ihrem geliebten Vaterchen fielen jeht fort, da dieser mit seinem Sohn voll beschäftigt war und sich zum zweiten Male, seitdem Eugen notgedrungen die landwirtschaftliche

Karriere einschlug, eifrig darum bemühte, ihn zu einer tüchtigen Kraft in seinem Fach zu machen.

Eugen gab sich jetzt die redlichste Mühe, er war gewissenhaft und eifrig, wie man nicht mehr von ihm verlangen konnte, aber feufzend mußte der Vater sich immer wieder heimlich eingestehen, daß trotz alledem niemals ein intelligenter, tüchtiger Landwirt aus ihm würde und manchmal schlich sich der reizige Gedanke in sein Herz, ob es nicht doch besser gewesen wäre, den Jungen jenen Weg gehen zu lassen, den er gehen wollte.

Lieber damals als jetzt! — Bloß daß damals sein Wille sich unter dem des Vater gebeugt und diesmal sich hart gegen ihn aufgelehnt hatte; und sein München damals mit ihm einig und jetzt gegen ihn gewesen war.

Ja, ja, es ließ sich nicht alles so lenken, wie man wollte! Leider! — Fritz Niedel seufzte viel und zog die Stirne kraus, und dann trank er einen kräftigen Schluck, in dem er seine verdrießlichen Gedanken erlöste. Manchmal wurden es auch viele Schlucke, und er fuhr denn nach der Stadt und amüsierte sich die innere Unzufriedenheit dort fort.

Manchmal ließ er auch die Wirtschaft gehen, wie sie wollte. Eugen sollte sich darum kümmern. Der mußte es lernen, der mußte sich einarbeiten. Er würde so wie so späterhin doch mal alles verwirtschaften, was sein Großvater und Vater zusammengearbeitet hatten. Alles würde in den Wind gehen! Es hatte ja schon angefangen. Von allen Seiten knabberten und rafften sie, und wenn die Berliner Lumpenbagage erst einmal ganz drinsah, dann würde der Wagen schon schnell bergab rollen. Na, so lange er lebte, würde es schon reichen!

Donnerstag — und sein Goldfasan!

Was er für ein alter Narr war und was für alberne Gedanken ihm kamen. Er, der reiche Niedel mit der eisernen Hand, der sollte doch wohl noch die Leine festhalten, das Weibervolk kommandieren und sein Hab und Gut schützen können!

Ja, ja, — wenn nur noch die alte Fröhlichkeit und die häusliche Zufriedenheit vorhanden wäre! Aber alles ging auseinander. Sein München gehörte bloß noch den Berlinern an und tanzte, wie die pfiffen. Der Eugen, — na, wenn er auch nicht gerade den verhimmelte, aber er war doch sein Sohn und alles hatte sich damals so gut mit ihm angelassen, und nun rannte der ins Verderben und war wie behext und sah nicht Vater, nicht Mutter, sondern nur das schöne Gesicht, dessen Lächeln oder Schmollen mehr Wichtigkeit für ihn hatte, als der Regen oder Sonnenschein, den der liebe Gott über seine Felder und Wiesen kommen ließ.

Manchmal stieg ihm die Sorge bis an den Hals. Er sah ganz klar, daß diese Heirat den Verfall, die Sorgen und den Unfrieden in die Familie tragen würde und dann fuhr er sich in die Haare und schalt sich einen feigen, willenlosen Esel, daß er damals nachgegeben hatte.

Und seine Fee ließ ihn auch im Stich. Sie kamen auch auseinander! Das Mädchen steckte entweder bei Schweichlers oder es nahm in der Stadt Stunden über Stunden, als wenn es eine Gelehrte werden wollte, und war für den alten Vater fast nicht mehr zu haben. Das lag nun freilich auch viel an den Verhältnissen und an ihm selbst, weil er sich doch nun dem Jungen und dessen Ausbildung widmen mußte und weil er viel in der Stadt war, um seine Sorgen zu vertreiben. Ja, ja, — es schien ihm auch noch am besten, wenn sein Fechen sich zurückzog, so lange noch die alte Giftschlange, die Male, bei ihnen war. Nach der Hochzeit würde alles besser werden; dann kamen sie alle wieder zusammen in Frieden und Ruhe.

So hoffte Fritz Niedel von einem Termin, den er sich setzte, zum anderen, und um den letztgesetzten endlich zu erreichen, stand er selbst hinter dem Ausbau des Vorwerkhauses und stimmte allem zu, was die Frauen verlangten und fragte nach keinen Kosten, nur damit die Sache endlich einen Abschluß bekam.

Anfang Juli sollte die Hochzeit sein. Drei Wochen

vorher meldete sich der Neffe Alfons an, über die Mutter fort, direkt bei dem Onkel, auf dessen persönliche Bekanntschaft er sich riesig freute. Er habe einen Unfall beim Reiten gehabt und daraufhin einen längeren Urlaub herausgeschlagen, als er ihm sonst für die Hochzeit bewilligt wäre, und er hoffe, daß es dem Onkel recht sei, wenn er diese Erholungswochen bei ihm, in der schönen, gesunden Landluft verbringe.

„Nummer Drei“, sagte der Onkel grimmig lachend, nachdem er den Brief gelesen. „Nu hätten wir ja bald die ganze Blase beisammen! Fehlt nur noch Zulehen mit'm wild'n alten Herrn! Na, wenn die sich auch noch anmelden sollt', schmeiß' ich sie statt 'raus!“

„Nein, die kommt nicht“, fiel Frau München ängstlich ein. „Die ist auf Reisen mit dem alten Herrn, über den du nicht immer so zweideutig reden solltest, Frischchen, denn die Ludovika sagt auch, daß er sehr vornehm und edel ist.“

„Na ja, die wird dir auch irad' die Wahrheit sag'n! Eine Kräh' hackt der annern nich die Nuzen aus. Na, is auch egal, aber nu sag' mal, was machn wir denn mit'm Spartanerjüngling? Den wird man doch wohl aufnehmen müssen?“

„Natürlich, Frischchen, ganz natürlich, er ist doch dein Neffe und so ein ordentlicher Mensch, sagte seine Mutter.“

„Mineken, was die sagt, das soll man mit Vorsicht usnehm'n. Die olle Klapperschlange klappert immer, was ihr paßt. Die klappert lauter Lujend un Herrlichkeit über ihre Brut zusammen.“

„Ja, der ist freilich nicht zu trauen“, gab Frau München mit gerunzelter Stirne zu, denn wenn sie auch durch die gemeinsame Freude an den Besorgungen zu Ludovikas Ausstattung momentan wieder mit der Schwägerin auf äußerlich gutem Fuß lebte, so hatte sie deren neuliches Benehmen doch nicht vergessen und behielt den heimlichen Groll gegen sie im Herzen. „Aber die Kinder können doch anders geraten sein, das siehst du ja an Ludovika.“

„Seh ich jarnichs, — an der wer'n wir erst was seh'n, wenn wir sie fest auf'm Hals hab'n. Denn werd'n dir wohl die Augen jöffnet wer'n, — verstehst du mi? Jetzt bist'e verhext un jebendet.“

(Fortsetzung folgt.)



Weißt du, welcher im Leben sein eigener Freund ist? Der ist es, der wie ein Feind wader sich selbst bekämpft! Hamerling.

## Bansai!\*)

In einem Hohlweg, von den Kameraden auf Aufweits getrennt, lag eine halbe Kompanie vom Seebataillon. Darunter Klaus Fittje. Dreihundert Meter zurück, bei der Bedienungsmannschaft der Geschütze, war der alte Sondermann. Verdorrende Grassbüschel und graugrünes Kieferngestrüpp wuchsen aus den Granitspalten. Hinter jedem Strauch und jedem Busch lag ein Soldat, den Ansturm des Feindes hung- rig erwartend.

Dreimal zeigte sich hoch im Blauen über ihnen ein japanischer Flieger. Das Fieber des ersten Gefechts packte den jungen Klaus Fittje und schüttelte ihn wie einen Kranken. Blindlings, aufraufend im Born, gab er zwei Schüsse auf den Flieger ab, ohne ihn zu treffen.

„Munition sparen, Sie Kerl da!“ schrie ihm ein Unteroffizier zu. „Blödsinn, in die Luft zu schießen!“

Es war hoher Mittag. Im wolkenlosen, tiefblauen Himmel brannte die Sonne, die Strahlen stürzten prallend auf den nackten Granit der Prinz-Heinrich-Berge und stiegen sengend und flirrend wieder hoch. Wie wirres, schwarzes Geflecht liefen hier und da die Wurzeln des Kieferngestrüpps über den Gneis.

Reglos lagen hinter den Steinblöcken und Büschen des

\*) Mit Erlaubnis des Verlags Eugen Salzer in Heilbronn, aus dem demnächst erscheinenden Buch „Die letzten Tage von Tsingtau“. Erzählt von Kurt Kähler. Wir werden nach Erscheinen auf das Buch zurückkommen.

Hohlwegs die deutschen Soldaten, lauerten die paar Maschinengewehre.

Halblaut erzählte einer von den wenigen, die den Engpaß im Kaufsangebirge stundenlang gegen eine dreißigfache Übermacht gehalten hatten, von dem schleichenden Herankommen und dem laßenhaften Anspringen der Japaner. Es waren schreckliche Stunden gewesen, aber immer wieder war der Anspruch des Feindes im Feuer der paar deutschen Maschinengewehre zusammengebrochen. Erst als es den Japanern gelungen war, zwei schwere Geschütze vor dem Schluchtweg in Stellung zu bringen, hatte sich die deutsche Mannschaft im Lauffschritt zurückgezogen. Aber der Feind war nicht gefolgt. Zu Hügeln geschichtet lagen seine Toten im Hohlweg.

Während der Soldat noch erzählte, knallten plötzlich kurz hintereinander drei Schüsse im Vorgelände.

Kam das von der deutschen Patrouille, die man vor einer Stunde hinausgeschickt hatte? War sie entdeckt, niedergeschossen? Trank die Graniterde ihr rotes Blut?

Die deutschen Soldaten hinter den Büschen und Blöden des Hohlwegs streckten die Köpfe vor, lauschten in fieberhafter Spannung, hoben die Gewehre. Keiner sprach; man hörte das schwere Atmen und das Klopfen des Blutes hinter den heißen Stirnen.

Nach zwei Minuten sah Klaus, vierhundert Meter vorauf, drei, vier, fünf Köpfe wie formlose Schatten zwischen den Granitblöden auftauchen und blüßschnell wieder verschwinden.

Bei den Deutschen blieb alles ruhig. Kein Kopf hob sich, kein Schuß löste sich aus den Rohren. Nur der Atem ging den Männern rau und kurz aus der Kehle.

Der Flieger hatte die Stellung entdeckt, das war augenscheinlich; nun kamen die Japaner heran, schleichend wie Raken, die auf Raub ausgehen, unheimlich wie Geister der Hölle.

Mit einmal tauchten vierzig, fünfzig Köpfe gleichzeitig auf, dicht aneinandergedrängt. Klaus Fittje sah deutlich die blauen Rücken, darunter die schiefen Augen, die gelben, glänzenden Gesichter und auf den Schultern die roten Achselklappen.

„Vierhundert!“ flüsterete es von Mann zu Mann. Lautlos, mit bebenden Händen richtete Klaus Fittje seine Waffe.

Da schob sich, kaum dreißig Meter vorauf, vorsichtig ein gelbes Gesicht hinter einem Grasbüschel hoch, ein frähenhaftes, verzerrtes Japanergesicht. Der Kerl trug keine Mütze. Das schwarze Haar glänzte wie blankes Fett in der Sonne.

Ein Schuß bei den Deutschen, ein rasch aufliegendes weißblaues Wöllchen, weit vorauf ein tierischer Schrei, eine hochspringende Gestalt, die das Gewehr in der weit ausgestreckten Hand hielt und jäh zu Boden stürzte.

„Getroffen!“ schrie Klaus außer sich. Jetzt erst, als er den Japaner stürzen sah, kam ihm das Bewußtsein, daß er es gewesen war, der gegen das Kommando den ersten Schuß abgegeben hatte.

Da brauste die furchtbare Woge auf.

Hinter jedem Block, hinter jedem Grasbüschel, hinter jeder Kiefernstaude kam es hoch; Degen blühten, Gewehrcläufe starrten, wie roter, dicht aneinander gedrängter Rohn leuchteten viele hundert Achselklappen; ein Wirbel von Schreien tobte gellend zum Himmel empor. Aus einer Entfernung von mehr als dreihundert Metern stürzte die blaue Woge, aufgepeitscht durch Klaus Fittjes Schuß, zum Hohlweg. Wie die brüllende Brandung kam sie heran. Es gellte wie das heisere Geschrei von zehntausend Geiern: *Bansai! Bansai!*

In dem Augenblick, wo die blaue Woge sich aus dem Gewir der Granitblöcke vor dem Hohlweg aufbäumte, taten sich donnernd die Mäuler der drei deutschen Geschütze auf. Es war, als schlügen gigantische Hämmer auf dumpf tönendes Metall. Heulend fuhren die Schrapnellgeschosse über die Köpfe der Deutschen weg, schreiend zerbarsten sie über den Reihen der wild heranstürmenden Japaner, aus weißen Wolkenfetzen spritzte der eiserne Tod. Drüben leckten gelbe Flammen aus hundert Rohren; die ersten Kugeln rauschten in den Hohlweg. Der Mann neben Klaus, der eben noch von der heldenhaften Waffentat im engen Gotungpaß erzählt hatte, knickte jäh zusammen und schrie aus schrecklicher Todesnot: „Mich hat's getroffen!“

Er stürzte vornüber; Blut troff aus der Brust über den Waffenrock; aus der erstarrten Hand sank das Gewehr.

Wiß auf Wiß kam das Feuer aus den Rohren der Deutschen. Jeder Mann schoß, lud, schoß, lud. Kaltblütig,

mit heißen Augen ein rasches Ziel suchend, zogen sie die Gewehre ab.

Den Leuten bei den beiden Maschinengewehren, die in luschüberdeckten Felspalten aufgestellt waren, rann der Schweiß vom Gesicht. *Tad, tad, tad* mähten die Maschinengewehre die brüllend vordrehenden Reihen der Japaner ab.

Die Woge staute sich; Opfer um Opfer knickte nieder; die Woge überschlug sich; dann brach sie zurück, als fände sie in der pfeifenden, heulenden, von Hunderten von Kugeln durchsurrt Luft einen unbezwingbaren Widerstand. Hinter den Felsblöcken im Hohlweg stieg ein triumphierendes Hurra zum blauen Himmel hinauf.

Aber aufs neue donnerte die mächtige Welle heran; wie ein wild brausender Gießbach stob der Schlachtruf der Gelben: „*Bansai! Bansai!*“ zu den Deutschen herüber. Die gelben Horben kamen gerannt wie tollkühne, wutschnaubende, blutgierige Bestien. Vernichtend strich das Feuer der deutschen Gewehre und der Maschinengeschütze die stürmenden Reihen entlang. Hunderte sanken, aber immer neue Massen schien die Erde zu gebären.

Klaus Fittje schoß unermüdet. Seltsam, wie ruhig er war! Mit harten, grimmigen Bewegungen schob er die Patronen in den Verschluß, kaltblütig nahm er seinen Mann aufs Korn, zwei Sekunden lang zielte er, immer mitten in ein gelbes Gesicht; dann zog er das Gewehr ab.

„Wieder ein Schuß weniger auf der Welt“, murmelte er, wenn er den Gelben, den er getroffen hatte, springen und stürzen sah.

Über die zu Hügeln aufgeschichteten Leiber ihrer Toten drängten die Japaner in den Hohlweg. Es ging Mann gegen Mann, Kolben gegen Kolben. Aufhalten die gelbe Wandel aufhalten!

Das alles sah Klaus Fittje wie durch einen Nebel von weißem Dampf und rotem Blutdunst; dann spürte er einen dumpfen Schlag gegen den rechten Arm. Er griff hin, warm quoll das rote Blut über die Hand. Das Bild der wahnwitzig kämpfenden Menschen verwirrte sich ihm zu einem schrecklichen Wirbel; schwarze Schatten wogten auf; dumpf verebbte in seinen Ohren der gräßliche Lärm; mit einem wehen Schrei sank er hin.

Ein Name, ein letzter Ruf wollte aus der Tiefe seiner Seele noch aufsteigen; aber es war aus; schwarz . . . alles schwarz.

Und über ihn hin brauste wie eine blutgierige, schreiende, bellende Meute toll gewordener Hunde der Sturm der Gelben.

Die Maschinengewehre mußten mitten in der Arbeit aufhören, die Geschütze waren längst zurückgenommen worden, im wirren, wilden Handgemenge unterschied man nicht Feind und Freund. Es war ganz unmöglich, den Hohlweg gegen diese ungeheure Übermacht zu halten; nur Zeit gewinnen, bis die Maschinengewehre und die Geschütze in Sicherheit waren.

„*Bansai! Bansai!*“

Immer heulender, immer tierischer gellte der Schlachtruf der Japaner.

Wie schreiende Affen; genau wie schreiende Affen! dachte Klaus.

Und wie sie schossen, diese gelben, schlitzäugigen Zwerge, hinter deren dünnen Rippen beim wilden *Bansai*-Schrei die großen Zähne blühten.

„Und wir sind doch eure Lehrmeister!“ schrie Klaus Fittje außer sich, ganz vom schrecklichen Taumel des Kampfes ergriffen. Er prägte sein Gewehr beim Lauf und sprang mitten in ein Rudel Japaner hinein, die wie aus einem ungeheuren, unerschöpflichen Trichter in den Hohlweg eindrangten. Sein Hurra fuhr wie Donnerhall zwischen die Japaner, sein ganzes Wesen war in Zorn und Mut aufgelöst, er schlug besinnungslos mit dem Kolben um sich und traf mit jedem Hieb einen Feindeschädel.

Da hing einer, ein Offizier, aus beiden Beinen blutend, mit zeretzter Wade, mit zermettetem rechten Arm, ein blutender Klumpen Fleisch fast nur noch, im Kiefernestrüpp hoch am Abhang des Hohlweges. Mit der linken Hand hielt er das Gewehr, mit den großen weißen Zähnen riß er verzweifelt am Abzug. Klaus Fittje sah die blühenden Augen unter der schrägen Lidfalte, er sah die Mündung des Gewehres, die auf sein Herz zielte, er hörte den Wutschrei dieses Japaners, der verblutend im Kiefernestrüpp hing, und sah die Flammzunge aus dem Rohr brechen.

Der Herbstmonat.

„Im Nebel ruhet noch die Welt,  
Noch träumen Wald und Wiesen,  
Wald siehst du, wenn der Schleier fällt,  
Den blauen Himmel unverstellt,  
Herbstkräftig die gedämpfte Welt  
In warmem Golde fließen.“

In diesen schönen Versen schildert uns Eduard Mörike die Reize eines Septembermorgens. Wenn auch die beiden ersten Drittel des Monats noch zum Sommer gerechnet werden, wenn uns auch in ihm noch manche warme sonnige Tage beschert werden, so mutet uns im allgemeinen die Natur im September doch schon recht herblich und herbstkräftig an. Im Sonnenlichte schimmern die fliegenden Fäden des Altweibersommers, die Ernte der Früchte nimmt ihren weiteren Fortgang. Die abgefallenen reifen Früchte der Eichen, Buchen und Kastanien bedecken den Boden. Die Knaben ziehen auf die Stoppelfelder hinaus, um ihre Drachen steigen zu lassen. Karl der Große hat den September „Herbstmonat“ genannt, und wir begeben diesem Namen auch in manchen Gegenden unseres Vaterlandes auf dem Lande. Das Wort „Herbst“ führt seinen Ursprung auf eine Sprachwurzel zurück, die auch in dem griechischen Worte karpos (Frucht) und in dem lateinischen Zeitwort carpere (pflücken) vorliegt. Vielfach wird das Wort Herbst gleichbedeutend mit Wein- oder Obsternte gebraucht, in den deutschen Weingebieten bezeichnet es auch den Ertrag der Weinernte. Und „herbsten“ sagt man hier für „ernten“ und insbesondere für „den Wein ernten“. Bei den Angelsachsen führte der September den Namen Heiligmonat; in dieser Bezeichnung kann man noch eine Erinnerung an das altgermanische Herbstfest erkennen, von dem sich auch sonst verschiedene andere Spuren bis zum heutigen Tage erhalten haben. In der Geschichte werden der 1. September 1870, der Tag der Schlacht von Sedan, und der darauffolgende Tag, der die Gefangennahme Napoleons III. brachte, ewig denkwürdig bleiben. Die französische Geschichte kennt noch die Septembrisaden, die Massenmorde, die auf Anstiften Dantons und des Pariser Gemeinderates im September 1792 durch die seg. „Patrioten“, d. h. das Gesindel des Stadthauses, vollzogen wurden. In bezug darauf gebrauchte man früher bei uns das Zeitwort „septembrisieren“. Der im Jahre 1847 verflorbene Graf Moritz v. Strachwitz singt in seiner „Germania“:

„Daß kein Marat dich verführe  
Und dich dann septembrisiere.“

In der portugiesischen Geschichte werden Septembrisisten die Anhänger der Konstitution vom Jahre 1822 genannt, weil diese im September des in Rede stehenden Jahres erzwungen wurde. September-Konvention wird eine Vereinbarung zwischen Italien und Frankreich genannt, die im September 1864 geschlossen wurde und in der insbesondere vereinbart wurde, die Hauptstadt Italiens von Turin nach Florenz zu verlegen, wogegen sich Frankreich verpflichtete, die Schutz- und Rückzugziehe, wenn Italien Rom und den Kirchenstaat nicht ferner angriffe.

**Pflaumen und Zwetschen.** Die Mainlinie ist ja in politischer Hinsicht längst ein überwundener Standpunkt, in sprachlicher Beziehung aber wird sie noch lange nicht verschwinden. Nördlich vom Main sagt man Treppe, Ziege, Biene, Pfannkuchen, südlich vom Main Stiege, Geiß, Imme, Krapsen oder Kräpfel. Was man in Norddeutschland Pflaume nennt, heißt in Süddeutschland Zwetsche. Und doch kann man auch in sprachlicher Hinsicht immer häufigere Überschreitungen der Mainlinie feststellen. So hat auch die Bezeichnung Pflaume schon auf das südlich des Mains gelegene Sprachgebiet übergreifen, während der Name Zwetsche sich nördlich des Mains ebenfalls immer mehr einbürgert. Die Herkunft des Wortes Zwetsche oder Zwetsche sucht der bekannte schwäbische Volksschullehrer und Dichter Samuel Friedrich Sauter in seinem „Lied im Zwetschenherbst“ in folgender eigentümlicher Weise zu erklären:

„Was wie ein Magnet wirkt,  
Das nennt man magnetisch,  
Was leicht sich entzwei macht,  
Ist Zwetsch oder Zwetsch,  
Von Zwei entsteht Zwilling,  
Zwie, Zwiesel und Zwiß,  
Wahrscheinlich, daß Zwetsche  
Ein Schwesterwort ist.“

Diese etwas phantastische Herleitung des Wortes hält aber vor der neueren sprachwissenschaftlichen Forschung nicht stand. Vielmehr

hängt die Bezeichnung „Zwetsche“ mit damascenum (Damascener Pflaume) zusammen, während dem Wort Pflaume (im Althochdeutschen pfruma) das lateinische prunum zugrunde liegt. In pomologischen Kreisen bemüht man sich, beide Bezeichnungen in der Beziehung festzulegen, daß mit dem Namen Pflaume die mehr kugligen, mit dem Namen Zwetsche aber die mehr länglichen Früchte belegt werden. Es scheint, daß sich diese praktische Unterscheidung schließlich durchsetzen wird, trotzdem aber wird man doch in Süddeutschland bei der altüberbrachten Bezeichnung Zwetschenluchen und in Norddeutschland bei der Benennung Pflaumenluchen verbleiben, gleichviel, ob man zur Herstellung des beliebten Kuchens Zwetschen oder Pflaumen verwendet hat. In diesem Jahre wird freilich in der Pflaumen- oder Zwetschenzeit von diesem Kuchen nicht viel die Rede sein. Die Hauptsache bleibt, daß recht viele Pflaumen für die spätere Zeit zu Mus, Marmelade, Dör- oder Badpflaumen verarbeitet werden, die wegen ihrer vielfachen Verwendung in der Krankenkost von unseren Feldgrauen „Bazarettspflaumen“ genannt werden. Da unsere Verbündeten ja über die besten Pflaumenländer der Welt verfügen, so dürfte eine Pflaumenknappheit nicht zu befürchten sein. Südösterreich, Ungarn, Bulgarien, das jetzt von uns und unseren Bundesgenossen besetzt Serbien und die Türkei waren auch vor dem Kriege stets unsere besten Pflaumenlieferanten. In dem jetzt von den Italienern vorübergehend besetzten Gebiete von Görz ist eine besondere Art der Herstellung der gedörrten Pflaumen zu Hause, die der Prünellen. Mit prunelles (zu deutsch: kleine Pflaumen) bezeichnen die Franzosen diejenigen gedörrten Pflaumen, die vor dem Dörren geschält und ausgekernt werden. Diese Prünellenerzeugung hat sich nach französischem Vorbilde namentlich in dem Monzotale und in dem Wippachtale bei Görz eingebürgert und bildete dort vor dem Kriege eine wichtige Hausindustrie. Für Prünellen begegnet man vielfach, namentlich in Sachsen, der falschen Schreibung Brünellen; obwohl diese eine hellbraune Farbe haben, haben sie doch nichts mit dem französischen Worte brun (braun) zu tun. Da infolge des Krieges auch die Prünellenzufuhr aus Frankreich unterbleibt, müssen wir während des Krieges auf die Prünellen neuer Ernte verzichten. Wir werden aber auch ohne sie zu siegen wissen.

**Das Telephon als Retter in der Not.** Anlässlich der Wahlreisen, die Woodrow Wilson gegenwärtig in den Vereinigten Staaten unternimmt, wurde, wie der „Gaulois“ zu berichten weiß, dem Präsidenten öfter der Vorwurf gemacht, daß er seine Reden nicht frei halte, sondern stets von einem Manuskript ablese. Gerade das amerikanische Publikum schätzt es besonders, mit den Rednern in ungebundenem Kontakt zu stehen, und freie Reden haben in Amerika meist größeren Erfolg als abgelesene. Darum wurde Wilson gebeten, diese schwierige Kunst zu erlernen. Er versprach sein Bestes und lud schließlich seine Freunde zu einer Art Probevorführung ein. Kaum hatte er zu sprechen begonnen, als das Telephon klingelte. Er ergriff den Hörer, sprach aber unbeirrt weiter, so daß seine Geistesgegenwart das größte Staunen erwekte. Immer wirkungsvoller, sicherer und stilistisch vollkommener wurde seine Rede, und die Freunde äußerten ihre Bewunderung durch lauten Applaus. Wie groß war jedoch ihr Erstaunen, als der Präsident nach dem letzten Wort seiner Rede ins Telephon rief: „Danke, lieber Freund, Sie haben Ihre Sache wirklich großartig gemacht!“

**Eine Versicherung gegen Ehelosigkeit.** Eine neuartige und zweifellos originelle Versicherungsgesellschaft soll in Dänemark ins Leben gerufen werden. Dort wurde nämlich der Plan gefaßt, eine Versicherung der Mädchen gegen die Ehelosigkeit einzuführen. Jeder Vater eines jungen Mädchens soll der Versicherungsgesellschaft alljährlich eine bestimmte Prämie für seine heranwachsende Tochter entrichten. Hat dann die junge Dame die Altersgrenze der durchschnittlichen Heiratsfähigkeit überschritten, ohne einen Gatten gefunden zu haben, so steht ihr vonseiten der Versicherungsgesellschaft das Recht eines der Prämienhöhe entsprechenden Rentenbezuges zu. Allerdings erscheint die Sache vorläufig noch etwas zweischneidig. Denn in den meisten Fällen werden nur diejenigen Väter ihre Töchter versichern, die sich nicht gerade die rosigsten Aussichten für die Zukunft ihrer Kinder machen können; gerade diese Leute aber werden nicht in der Lage sein, größere Summen für die Versicherung anzulegen. Auch erscheint es nicht unmöglich, daß die Gesellschaft auf den Gedanken käme, zur Wahrung ihrer Interessen gleichzeitig unter einem anderen Firmennamen ein Heiratsbureau zu betreiben. Jedenfalls handelt es sich bei dieser Versicherung um einen begreiflicheren und lobenswerteren Plan als bei einem anderen vor Jahren in und außerhalb Dänemarks vielbesprochenen Projekte, das Männer und Frauen in eine Ehelosigkeitsversicherungsgesellschaft eintragen wollte.